

**DAS THEATER**

staatstheater darmstadt

**PE  
ER  
GY  
NT**

**Henrik Ibsen**

„Ich kenne deine Werke, dass du  
weder kalt noch warm bist.  
Ach, dass du kalt oder warm wärest!  
Weil Du aber lau bist und weder  
warm noch kalt, werde ich dich  
ausspeien aus meinem Munde.“

*Offenbarung 3,20*



*Gabriele Drechsel, Daniel Scholz*

**Premiere am 9. Februar 2019, 19.30 Uhr**

**Staatstheater Darmstadt, Kleines Haus**

## **PEER GYNT**

von Henrik Ibsen

Ein dramatisches Gedicht

In der Übersetzung von Christian Morgenstern

Fassung von Christoph Mehler

**Peer Gynt** Daniel Scholz

**Der Krumme, Knopfgießer, Begriffenfeld, Passagier** Jörg Zirnstern

**Solvejg, Anitra** Judith Niederkofler

**Åse** Gabriele Drechsel

**Ingrid, Mr. Cotton, Die Feder Hussein** Katharina Hintzen

**Aslak, Ein Dienertroll, Das Pferd, Der Fella** Robert Lang

**Mats der Bräutigam, Garstiger Junge, Huhu** Hans-Christian Hegewald

**Trollprinzessin, Kapitalistin** Johanna Serenity Miller

**Vater, König Apis, Der Kapitän** Victor Tahal

**Der Drove-Alte, Von Eberkopf** Béla Milan Uhrlau

**Garstiger Junge, Ein Lustknabe, Huhu, Der Koch** Daniel Dietrich\*

**Trolle, Trauergemeinde, Irrenhüsler, Schiffsbesatzung**

Das Bürger\*innen Ensemble des Staatstheaters Darmstadt:

Claudia Baier, Claudia Bauer, Miriam Falter, Karina Gessner, Angelika

Moll, Jeanette Münstermann, Julia Scheichen-Ost, Elke Seipel, Heike

Schliwinski, Fatma Ötzpolat, Petra Schlesinger, Susanne Ullrich, Yanna

Vick, Clemens Beier, Florian Gatzweiler, Stephan Hübner, Andreas Otto,

Pasquale Ponzi, Roman Richter, Jürgen Schulze, Johannes Sieb

**Regie** Christoph Mehler

**Bühne und Kostüme** Jennifer Hörr

**Musik und Komposition** David Rimsky-Korsakow

**Licht** Thomas Gabler

**Dramaturgie** Oliver Brunner

**Regieassistent und Abendspielleitung** Kristin Bartylla

**Ausstattungsassistent** Elitza Stateva

**Produktionsassistent Bühne** Marie Ruth van Aarsen

**Produktionsassistent Kostüm** Veronika Sophia Bischoff

**Kostümhospitantz** Sarah Müller

**Inspizienz** Leonie Maul

**Soufflage** Sigrid Schütrumpf

**Regiehospitantz** Marvin Heppenheimer

**Dramaturgiehospitantz** Rika Harton

**Bühnenmeister** Dirk Hahn

**Ton** Sebastian Franke, Wendelin Hejny

**Maske** Martina Prothmann, Kirsten Roser

**Requisite** Julia Gräser

Aufführungsdauer ca. 3 Stunden, Pause nach Bild 11, Åses Tod

### **Uraufführung**

Die Uraufführung der Bühnenfassung zusammen mit Edvard Griegs 26-teiliger Schauspielmusik fand am 24. Februar 1876 im Christiania Theater statt. Aus der Schauspielmusik stellte Grieg 1888 und 1891 seine beiden Peer-Gynt-Suiten zusammen.

\*Student der Hochschule für Musik und darstellende Kunst Stuttgart



Johanna Serenity Miller, Daniel Scholz, Daniel Dietrich, Robert Lang, Victor Tahal

Peer Gynt ist der Sohn des einstmals wohlhabenden und angesehenen Jon Gynt. Doch der Vater trank und verlor sein Geld, und nun – nach dem Tod des Vaters – leben Peer und seine Mutter Åse in ärmlichen Verhältnissen. Peer möchte zurückgewinnen, was der Vater verlor, aber er verliert sich in Prahlereien und Tagträumern. Er wird in Schlägereien verwickelt und raubt Braut Ingrid vom Hofe Haeggstad an ihrem Hochzeitstag. Deshalb muss er aus dem Dorf fliehen. Während der Flucht begegnet er „der Grüngekleideten“, der Tochter „des Dovre-Alten“, die er heiraten will und schließlich „dem Krummen“. Solvejg, die Peer auf der Hochzeit auf Haeggstad traf, und in die er sich verliebte, kommt zu seiner Waldhütte, um mit ihm zu leben. Aber er verlässt sie und begibt sich auf eine Reise. Er bleibt viele Jahre der Heimat fern, ergreift eine Reihe verschiedener Berufe und schlüpft in die unterschiedlichsten Rollen, wird Geschäftsmann und betreibt zwielichtige Geschäfte, wandert durch die Wüste, wird Beduinenhäuptling und Prophet, versucht die Beduinentochter Anitra zu verführen und endet als Gast im Irrenhaus von Kairo, wo er als Kaiser verehrt wird. Als er sich schließlich als alter Mann auf den Heimweg begibt, erleidet er Schiffbruch. An Bord hat er zuvor den fremden Passagier getroffen, der über seinen Leichnam verfügen möchte, um herauszufinden, wo die Träume ihren Sitz haben. In sein Heimatdorf zurückgekehrt begegnet er „dem Knopfgießer“, der Peers Seele umschmelzen will. Diesem Schicksal kann er nur entgehen, wenn es ihm gelingt zu beweisen, dass er in seinem Leben „er selbst“ gewesen ist. Peer tritt nun verzweifelt vor Solvejg, die seit seiner Abreise in der Hütte auf ihn gewartet hat. Sie versichert ihm, dass er in ihrem Glauben, ihrem Hoffen und ihrem Lieben allezeit er selbst gewesen sei. „Peer Gynt“ entstand auf der Vorlage norwegischer Feenmärchen von Peter Christen Asbjørnsen. Sie waren zwischen 1845 und 1848 unter dem Titel „Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn“ erschienen. „Peer Gynt“ war ursprünglich nicht für die Bühne geschrieben. Ibsen schuf das dramatische Gedicht während seines freiwilligen Exils in Italien, vor allem auf Ischia und in Sorrent.

*Merete Morken Andersen*

Der Psychopath weiß alles, aber vermeidet jede bewusste Wahrnehmung der Ursachen für sein Verhalten. Der Psychopath lenkt uns von unseren eigenen Gefühlswahrnehmungen ab, und dies tut er vor allem auf zwei Arten: Er täuscht so überzeugend eine Gefühlshaltung vor, dass wir die tatsächlichen Zusammenhänge und unsere eigene Beurteilung aus den Augen verlieren und mit ihm fühlen. Die zweite Methode, die mit der ersten verschränkt ist, besteht darin, selbst in die Rolle des Opfers zu schlüpfen – der arme Junge war von seiner Mutter verlassen worden! Es ist die Methode des Selbstmitleids: Der Psychopath stellt Gefühle zur Schau, um den anderen zu verwirren, bis dieser seine eigenen Gefühle und Wahrnehmungen in Zweifel zieht und Schuldgefühle bekommt.

Peer verachtet nicht nur die Frauen, er weist auch jede Verantwortung für sein Handeln von sich. Auch ein weiteres Verhaltensmerkmal des Psychopathen fehlt nicht: die Selbsterstörung. Peer handelt so, wie seine Mutter es haben möchte, wendet sich aber dann von dem, was er erreicht hat, ab. Die Interpretation liegt nahe, dass er sich von Ingrid aus dem Verlangen nach der Reinheit Solveigs abwandte, mit der er vor der Entführung zusammengetroffen war. Doch wie sich zeigen wird, benutzt er sie nur, um sich nicht wirklich auf eine Beziehung einlassen zu müssen. Ist hier nicht Selbsterstörung der heimliche Weg, um an der Mutter Rache zu nehmen?

Menschen wie Peer Gynt, die nach den äußeren Erscheinungsbildern leben, haben Angst, ihr Gehäuse zu verlieren. Erst wenn sie „sterben“, also ihr Rollenspiel aufgeben, finden sie einen Weg zur Lebendigkeit. Ibsen thematisiert dies ganz zum Schluss noch einmal und gibt dem eine interessante Wendung. Es gäbe zwei Wege, auf denen ein Mensch er selbst sein kann, einen richtigen und einen falschen. Ibsen lässt durch den „Mageren“ den Vergleich mit einem Fotonegativ bringen, auf dem ein Mensch sozusagen das Gegenteil von dem ist, was er hätte sein könne. Und damit bringt er die Frage nach dem Selbst auf den Punkt. Zu sich selbst finden, heißt, für sein eigenes Selbst Verantwortung übernehmen. Die Peer Gynts aber, die nie einfache Menschen gewesen sind, habe sich selbst ausgelöscht.

Die Figur des Peer Gynt erscheint uns nicht ganz selbstverständlich als „verrückt“. Er hält seine Fassade aufrecht und ist so erfolgreich, die inneren Widersprüche anderer für sich zu nutzen, dass er dieses Schema kaum verlassen kann. Der Schizophrene dagegen versucht, die Widersprüche – zuerst in der Mutter, dann in seiner Umwelt – zu überbrücken. Ist das Fühlen und Denken, wenn auch unbewusst, ganz auf Manipulation gerichtet, so wird sich ein Mensch immer von Feinden umgeben fühlen. Er konstruiert sich eine Realität, die dem inneren Hexenkessel von Hass und Rachsucht entspricht. Das Unbewusste dieser Menschen besteht nicht, wie Freud meint, aus unterdrückten Bedürfnissen, sondern aus Selbsthass, der aus dem Verlust der Autonomie herrührt.

Es ist bezeichnend, dass eine der neuen Untersuchungen über psychische Störungen Unterschiede zwischen Männern und Frauen feststellt. Der männliche Mythos ist von einer heimtückischen Zählebigkeit und hindert Männer daran, mit ihrem Inneren in Verbindung zu treten. Die männliche Psychopathologie drückt sich daher weit öfter in assozialem Verhalten aus als die der Frauen, die sich eher in einem Kampf mit sich selbst befinden. Acht mal mehr Männer als Frauen werden gewalttätig, wenn sie mit ihren Problemen nicht fertig werden. Viermal mehr Männer als Frauen flüchten in den Alkohol, oder geraten in Drogenabhängigkeit. Auf der anderen Seite sind fast doppelt so viele Frauen depressiv und mehr als doppelt so viel Frauen wie Männer leiden an Schizophrenie. In seelischen Schwierigkeiten, geraten sie in einen inneren Kampf, während Männer, von ihrem Inneren abgelöst, den Kampf rachsüchtig nach außen tragen und dort Erlösung erhoffen. Die Entwicklung von Psychopathen findet sich dabei viel häufiger bei Männern. Ihr Mythos der Stärke nährt einen Wahnsinn, der sich als geistige Gesundheit tarnt, und darum lange Zeit nicht erkannt wurde.

*Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität*



Daniel Scholz, Judith Niederkofler

Das Gerede vom „norwegischen Faust“, den Ibsen mit der Figur seines Lügners Peer geschaffen habe, verfehlt die eigentliche Substanz dieses bösen aktuell geliebten Werkes. Die Titelgestalt ist, soweit man sieht, erst Inkarnation eines Antihelden im modernen Verstande. Er lügt nicht poetisch, sondern epigonal und plagiatorisch. Von Anfang an ist das Stück angelegt auf den Nachweis eines subalternen Lebenslaufs, dem der Knopfgießer mit Recht am Ende den Garaus machen will. ... Peers Klischee ist das der bürgerlichen Individualität. Er möchte in all seinen schwächlichen Untaten „er selbst sein“. ... Ibsen geht noch weiter. Inmitten der Ära eines persönlichkeitsstolzen Bürgertums demonstriert er an allen Figuren des Stückes, nicht allein am Peer, das Durchschnittliche und Epigonale dieser „gefestigten Persönlichkeiten“. ... Lauter Möchtegern-Persönlichkeiten. Wirkliche Individualitäten, das hat der Irrenarzt Dr. Begriffenfeldt jäh erkannt, nachdem er selbst wahnsinnig wurde, gibt es nur unter den Irren.

*Hans Mayer*

Peer Gynt weiß, dass er mehr ist als das, was er aus seinem Leben gemacht hat – es ist Ibsens Kunst, dass er den Zuschauer genau dasselbe empfinden lässt. Peer liebt sich selbst, und der Zuschauer liebt Peer, den zugleich schwärmerischen und kalten, zugleich sehnsüchtigen und harten, der aus seinem Leben eine Farce macht ... Wir halten es mit ihm trotz allem. Seine Geschichte ist, trotz aller romantischen und ironischen Einkleidung, unsere Geschichte, seine Lieblosigkeit ist unsere Lieblosigkeit, seine im Nihilismus des Alters fast wahnwitzige Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele ist auch in uns nicht völlig zum Schweigen gekommen. Wie er, sein Leben bedenkend, die Zwiebel schält und statt eines Kerns nur Häute findet, ist er uns nicht weniger nah als in seiner unernten Buhlschaft mit der Sünde, die ihn weder des Himmels noch der Hölle wert erscheinen lässt. Ihn wie uns klagten die nicht gedachten Gedanken, die nicht gesprochenen Worte, die nicht getanen Taten an,

für uns wie für ihn ist eine Hoffnung auf Erlösung nur in der Liebe, in der wunderbaren Möglichkeit, dass das Bild, das ein anderer Mensch von uns in seinem Herzen trägt, mehr Liebeszeugungskraft als die Wirklichkeit besitzt. Der Knopfgießer als Todesbote spricht am Ende aus, was Peer hätte tun sollen, nämlich sich selbst töten, statt sich zu bewahren, und beklagt, dass Peers Seele ihrer Bestimmung Trotz geboten habe bis zum Schluss. Da aber hat sich der Kreis geschlossen, da sind die streitbare und glühend verteidigende Liebe der Mutter Åse und Solvejgs unschuldige Beharrlichkeit vereint schon zu einer anderen Liebe geworden, die Peer in den Schoß zurücknimmt und ihn gelten lässt in dem Besten, das er hatte: In seiner trotzigen Liebeskraft, in seiner herrlich mitreißenden Phantasie.

*Marie-Luise Kaschnitz*

## **Du bist niemand**

„Du sollst nicht glauben, dass du etwas Besonderes bist. Du sollst nicht glauben, dass du genauso viel bist wie wir. Du sollst dir nicht einbilden, dass du besser bist als wir. Du sollst nicht glauben, dass du mehr bist als wir. Du sollst nicht glauben, dass du zu etwas taugst. Du sollst nicht glauben, dass sich irgendjemand um dich kümmert.“

So lauten sechs der Gebote des sogenannten Janteloven, des Jante-Gesetzes, das der dänisch-norwegische Schriftsteller Aksel Sandemose 1933 niedergeschrieben hat. Ausgangspunkt des Janteloven war zunächst eine Kleinstadtmoralität, eine Gesellschaft, in der jeder jeden kontrolliert, in der das kollektive Ganze das Individuelle erstickt, in der der Preis für die Freiheit eines einzelnen Menschen im Ausgestoßensein besteht. Doch die Auswirkungen des Gesetzes gingen weit über das hinaus, worauf Aksel Sandemose damals so exakt mit dem Finger zeigte: Es galt für eine ganze Kultur, die skandinavische Kultur, die noch immer intakt war, als ich in den Siebzigerjahren aufwuchs.

„Du sollst nicht glauben, dass du etwas Besonderes bist, du sollst nicht

glauben, dass du besser als andere bist“, das war der Refrain meiner Kindheit, und es brauchte nicht mehr als eine etwas übertriebene Mütze oder eine auffällige Hose, um dies zu hören zu bekommen, um schief angesehen oder im schlimmsten Fall übersehen und ausgestoßen zu werden. „Er glaubt, etwas Besonderes zu sein“, war so ziemlich das Schlimmste, was sich über jemanden sagen ließ.

Es gab durchaus berühmte Menschen, berühmte Musiker und Sporthelden, die von allen verehrt wurden, und es gab das Königshaus. Aber all diesen von der Gesellschaft Erhöhten war gemeinsam, dass sie Wert darauf legten, so zu sein wie alle anderen. Sie waren anspruchslos, bescheiden und volkstümlich, weder hochnäsig noch arrogant – sie tappten mit anderen Worten niemals in die Falle, zu glauben, etwas Besonderes zu sein. In den Achtziger- und Neunzigerjahren änderte sich dieses Bild. Es fand eine symbolische Beerdigung des Janteloven statt.

Während meine Schulabschlussfeier in den Siebzigern von Kirchenliedern und Feierlichkeit geprägt war, erinnern die Abschlussfeiern meiner Töchter am ehesten an die Suche nach dem Superstar: Die Schüler spielen und singen selbst, die anderen Schüler applaudieren, bis die Halle bebt. Besonders tüchtige Schüler werden hervorgehoben, ein Vorgang, der vor dreißig Jahren vollkommen undenkbar gewesen wäre, und die einzige Erinnerung an die Jante-Gesellschaft – die Ermahnung des Pastors, dass Ruhm und Geld an sich nicht so wichtig sind – geht bei all dem, was drum herum kommuniziert wird, vollkommen unter.

Die Mentalität, die das Janteloven prägt, hat ihre Wurzeln offensichtlich im Protestantismus: Du sollst hart arbeiten, du sollst genügend sein, du sollst dich nicht über andere erheben. Im skandinavischen Wohlfahrtsmodell, wie es in der Nachkriegszeit entstanden ist, traf die protestantische Ethik auf den Solidaritätsgedanken der Arbeiterbewegung, wo es immer wichtiger war, „einer von uns zu sein“, als für sich zu bleiben. Das Resultat ist das staatliche Gesundheitswesen und das staatliche Schulsystem, gratis für alle, ohne Privilegien für Einzelne.



*Daniel Dietrich, Hans-Christian Hegewald, Victor Tahal, Daniel Scholz, Robert Lang,  
Jörg Zirnstein, Johanna Serenity Miller, Katharina Hintzen, Béla Milan Uhrlau*

In den Schulen kam es dadurch zum Ausdruck, dass kein Schüler mehr Noten bekam, niemand wurde vor seinem dreizehnten Geburtstag beurteilt. Es sollten keinerlei Unterschiede bei der Bevölkerung gemacht werden, und schon gar nicht bei den Kindern.

Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, lag ich die ganzen Siebzigerjahre über abends wach im Bett und träumte davon, berühmt zu werden. Ich war ein unbegabter Fußballer, und ich konnte weder ein Instrument spielen noch singen, aber das spielte für meinen ausgesprochen starken Wunsch keine Rolle. Ich versuchte, die Hauptrollen in sämtlichen Theaterstücken zu bekommen, die wir in der Schule aufführten, und ich schickte sogar einen Brief ans Fernsehen.

Warum hatte ich diesen starken Wunsch, mich abzuheben, was trieb mich, von allen gesehen werden zu wollen? Dachte ich, dass ich besser war als sie? Oh nein, im Grunde war das Gegenteil der Fall, ich war sehr viel schlechter als sie, ich war ein Niemand, nur ein kleiner Scheißdreck, und wie es aussah, hatte ich nur die Chance, jemand zu werden, wenn ich berühmt wurde, egal wie. Berühmt, berühmt, berühmt, das war die einzige Möglichkeit, die ich hatte, um von einem Niemand zu einem Jemand zu werden.

Dies sind starke Gefühle. Gesehen zu werden ist ein grundlegendes menschliches Bedürfnis, das mit Identität zu tun hat; und ist es nicht im Ich gefestigt, sondern fluktuierend und von Außen gesteuert, kann es am Ende das alles Entscheidende sein, die dominierende Kraft im Leben.

Im Herbst erschien Åsne Seierstadts Buch über den Massenmörder Anders Behring Breivik in Skandinavien, der neunundsechzig Jugendliche auf der Insel Utøya vor Oslo ermordet hat. Es heißt „En av oss“ (Einer von uns), eben weil Breivik in vielerlei Hinsicht vollkommen gewöhnlich auftrat, ein junger Mann aus der Mittelklasse, aufgewachsen in einem Wohlfahrtsstaat am Rande Europas.

Das Interessanteste an dem Buch ist, wie Seierstad seinen Weg zum Extremismus und seinen Verbrechen beschreibt, wie Breivik immer



Béla Milan Uhrlau, Daniel Scholz,  
Johanna Serenity Miller



gesehen werden wollte, wie stark dieser Wunsch in ihm gewesen ist, und wie er ständig übersehen und ignoriert wurde. Mit ihm rechnet man nicht, er wird mehr und mehr isoliert, bis er sich schließlich allein in einem Raum befindet, vor einem Bildschirm, wo er ein ganzes Jahr von morgens bis abends „World of Warcraft“ spielt. Er ist ein Niemand, und ein Niemand zu sein, bedeutet tot zu sein, und wenn man tot ist, ist man jenseits von allem, man hat nichts mehr zu verlieren, alles ist möglich. Breivik ermordete zweiundsiebzig Menschen an diesem Tag, um gesehen zu werden; für ihn spielte es keine Rolle mehr, wie er gesehen wurde. In seinen eigenen Augen war er ein Held, ein Befreier, der Einzige, der Erwählte.

Eine derart psychologische Art der Betrachtung stößt immer auf Kritik, weil sie das ideologische und politische Moment nicht genügend berücksichtigt; so wird der Hass auf den Islam und die Fremdenfeindlichkeit verharmlost, deren Ausdruck dieses Verbrechen ebenfalls gewesen ist. Aber Ideologien sind lediglich eine Form, ein Rahmen, der mit Gefühlen gefüllt werden muss, um Kraft zu gewinnen und sich in Bewegung setzen zu können. Eine offensichtliche Voraussetzung für die Untaten auf Utøya, eine Art Katalysator, der sie ermöglichte, waren die vielen Schulmassaker, die in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben, vor allem in den USA, aber auch in Finnland und Deutschland. Das Massaker von Utøya wäre beispielsweise in den Fünfzigerjahren undenkbar gewesen, es gehört in unsere Zeit, es ist durch unsere Zeit geprägt, und das Ironische daran ist, dass Breiviks Ansicht nach ausgerechnet in den Fünfzigerjahren eine ideale Gesellschaft existierte, die er wieder einführen wollte.

Es ist ein langer Weg von Breivik bis zu den eigenen Kindern, die vor dem Spiegel stehen, singen und dabei träumen, im Fernsehen aufzutreten. Gesehen zu werden ist lebenswichtig, ein allgemeinemenschliches Bedürfnis, aber das Bedürfnis, von allen gesehen zu werden, ist eine kindliche Fantasie und eine Abnormität, wenn sie im Erwachsenen weiterlebt. Dann ist etwas zerstört, dann ist etwas nicht im Gleichgewicht, natürlich, aber

da das Ausbalancierte, das Harmonische nichts Schöpferisches hat, muss die Kraft aus dem Ungleichgewicht und dem Disharmonischen kommen.

Dies hat einen Mann in den Sechzigerjahren dazu gebracht, Abend für Abend auf einer Bühne zu stehen und zum Beifall des Publikums stundenlang Gitarre zu spielen und zu singen, in einem Land nach dem anderen. „Self-loathing“ hieß der Schlüssel, so erklärte es Bruce Springsteen in einem Interview des „New Yorker“. Und ich glaube, dies gilt nicht nur für ihn, ich glaube, es gilt für viele, die im Scheinwerferlicht stehen: Selbsthass ist der Motor, Ruhm der Treibstoff.

Ich selbst habe mich während meiner gesamten Teenagerzeit an den Traum vom Ruhm geklammert. Mit zwanzig wollte ich ein berühmter Schriftsteller werden. Es spielte keine Rolle, auf welche Weise, ich hätte was auch immer geschrieben, um dieses Ziel zu erreichen, und in einem unglaublich peinlichen Interview, das ich als Schüler eines Schreibkurses einem Studentenradio gegeben habe, verglich ich mich mit Hamsun und Hemingway – in vollem Ernst.

Vor einigen Jahren habe ich nun ein Buch herausgegeben, das in Norwegen einige Aufregung verursacht hat, mein Gesicht war plötzlich auf allen Titelseiten, ich bekam Einladungen von sämtlichen Talkshows und Fernsehprogrammen. Jemand, der wie ich in den Siebzigerjahren in dem Bewusstsein aufgewachsen ist, dass man nicht glauben darf, so etwas wie Rückenmark zu haben, der den Pietismus im Knochenmark verinnerlicht hat – aber gnadenlos verbunden mit der wachsenden Begierde des Kindes, gesehen zu werden –, reagierte mit Scham und Verzweiflung. Gleichzeitig wurde ich abhängig davon, beinahe wie ein Junkie. Etwas in mir wusste, dass ich diese Aufmerksamkeit nicht verdient hatte, dass ich sie nicht wert war. Du bist niemand, du bist nur ein kleiner Scheißdreck, habe ich mir gesagt und sage es noch immer, und das ist ein guter Gedanken, denn nur er ermöglicht es mir, weiter zu schreiben.

*Karl Ove Knausgård*

*Hans-Christian Hegewald, Johanna Serenity Miller, Daniel Scholz*



## Tagträume

Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Viele fühlen sich nur als verwirrt. Der Boden wankt, sie wissen nicht warum und von was. Dieser Zustand ist Angst, wird es bestimmter, so ist er Furcht. Einmal zog einer weit aus, das Fürchten zu lernen. Das gelang in der eben vergangenen Zeit leichter und näher, diese Kunst war entsetzlich beherrscht. Doch nun wird, die Urheber der Furcht abgerechnet, ein uns gemäßeres Gefühl fällig.

Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern. Hoffen, über dem Fürchten gelegen, ist weder passiv wie dieses, noch gar in ein Nichts gesperrt. Der Affekt des Hoffens geht aus sich heraus, macht die Menschen weit, statt sie zu verengen, kann gar nicht genug von dem wissen, was sie inwendig gezielt macht, was ihnen auswendig verbündet sein mag. Die Arbeit dieses Affekts verlangt Menschen, die sich ins werdende tätig hineinwerfen, zu dem sie selber gehören. Sie erträgt kein Hundeleben, das sich ins Seiende nur passiv geworfen fühlt, in undurchschautes, gar jämmerliches anerkanntes. Die Arbeit gegen die Lebensangst und die Umtriebe der Furcht ist die gegen ihre Urheber, ihre großenteils sehr aufzeigbaren, und sie sucht in der Welt selber, was der Welt hilft; es ist findbar. Wie reich wurde allzeit davon geträumt, vom besseren Leben geträumt, das möglich wäre. Das Leben aller Menschen ist von Tagträumen durchzogen, darin ist ein Teil lediglich Schale, auch entnervende Flucht, auch Beute für Betrüger, aber ein anderer Teil reizt auf, lässt mit dem schlecht vorhandenen sich nicht abfinden, lässt eben nicht entsagen. Dieser andere Teil hat das Hoffen im Kern, und er ist lehrbar. Er kann aus dem unregelmäßigen Tagtraum, wie aus dessen schlaun Missbrauch herausgeholt werden, ist ohne Dunst aktivierbar. Kein Mensch lebt je ohne Tagträume, es kommt aber darauf an, sie immer weiter zu kennen und dadurch unbetrügllich, hilfreich, aufs Rechte gezielt zu halten. Möchten die Tagträume noch voller werden, denn das bedeutet, dass sie sich genau um den nüchternen Blick bereichern;

nicht im Sinn der Verstockung, sondern des Hellwerdens. Nicht im Sinn des bloß betrachtenden Verstands, der die Dinge nimmt, wie sie gerade sind und stehen, sondern des beteiligten, der sie nimmt, wie sie gehen, also auch besser gehen können. Möchten die Tagträume also wirklich voller werden, das ist, heller, unbeliebiger, bekannter, begriffener und mit dem Lauf der Dinge vermittelter. Damit der Weizen, der reifen will, befördert und abgeholt werden kann. Dem Träumen nach vorwärts werde so ein weiteres Zeichen gesetzt.

*Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung*

## Eine namenlose Angst

Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Täler warf, und es den Wald heraufdampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heranbrausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durch ging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, sodass ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Täler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriss, und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläut heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Rot hinaufklomm und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen und alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten, riss es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm Wehe tat; oder er stand still und legte das Haupt ins Moos und schloss die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die

Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte sich in einen brausenden Sturm, der seine klare Flut unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen, er wusste von nichts mehr. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel, so weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und alles so still, grau, dämmernd. Es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein, er wollte mit sich sprechen, aber er konnte, er wagte kaum zu atmen, das Biegen seines Fußes tönt wie Donner unter ihm, er musste sich niedersetzen; es fasste ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts, er war im Leeren, er riss sich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er sah Lichter, es wurde ihm leichter...

*Georg Büchner*

*Daniel Dietrich, Victor Tahal, Judith Niederkofler,  
Daniel Scholz, Katharina Hintzen, Robert Lang,  
Bürger\*innen Ensemble*



Anfertigung der Kostüme und Dekorationen in den Werkstätten des Staatstheaters Darmstadt.  
**Technischer Direktor** Bernd Klein **Bühneninspektor** Uwe Czettel **Technische Leiterin der Kammerspiele** Almut Momsen **Leiter der Werkstätten** Gunnar Pröhl **Technische Assistenz** Marie Ruth van Aarsen **Leiterin Kostümabteilung** Gabriele Vargas Vallejo **Leiter des Beleuchtungswesens** Nico Göckel **Leiter der Tontechnik** Sebastian Franke **Chefmaskenbildnerin** Tilla Weiss **Leiterin des Malersaals** Ramona Greifenstein **Leiter der Schreinerei** Daniel Kositz **Leiter der Schlosserei** Jürgen Neumann **Leiter der Polster- und Tapezierwerkstatt** Andreas Schneider **Leiterin der Requisitenabteilung** Ruth Spemann **Gewandmeisterei** Lucia Stadelmann, Roma Zöller (Damen), Brigitte Helmes (Herren) **Schuhmacherei** Anna Meirer, Tanja Heilmann, Daniela Klaiber **Kaschierwerkstatt** Lin Hillmer



Freunde des  
Staatstheaters  
Darmstadt e.V.



#### Text- und Bildnachweise

Bernhard, Thomas: *Der Atem. Eine Entscheidung*. München, 1990.  
 Die Bibel: *Offenbarung 3.20*. Andersen, Merete Morken: *Ibsenhandbuch*. Oslo, 1995.  
 Gruen, Arno: *Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine Theorie der menschlichen Destruktivität*. München, 1992. Mayer, Hans: *Weltliteratur*. Frankfurt/M., 1989. Kaschnitz, Marie-Luise: *Zwischen Immer und Nie*. Frankfurt/M., 1971. Knausgard, Karl Ove: *Du bist niemand. Aus dem Norwegischen von Ulrich Sonnenberg*. DIE WELT. Veröffentlicht am 05.07.2014. Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. Vorwort. Frankfurt/M., 1959. Büchner, Georg: *Sämtliche Werke*. Frankfurt/M., 2002. Benjamin Walter: *Illuminationen*. Frankfurt/M., 2010.

Alle Texte wurden bearbeitet und gekürzt.

Die Rechtschreibung folgt der Vorlage. Die Urheber, die nicht erreicht werden konnten, werden zwecks nachträglicher Rechtsabgeltung um Nachricht gebeten.

#### IMPRESSUM

**Spielzeit 2018/19, Programmheft Nr. 24 | Herausgeber: Staatstheater Darmstadt  
 Georg-Büchner-Platz 1, 64283 Darmstadt | Telefon: 06151 . 2811-1  
 www.staatstheater-darmstadt.de | Intendant: Karsten Wiegand  
 Geschäftsführender Direktor: Jürgen Pelz | Redaktion: Oliver Brunner |  
 Probenfotos: Isabel Winarsch | Gestalterisches Konzept: sweetwater | holst,  
 Darmstadt | Ausführung: Benjamin Rill | Herstellung: Drach Print Media,  
 Darmstadt**

„Ich hatte überhaupt nichts werden  
 und natürlich niemals ein Beruf  
 werden wollen, ich hatte immer nur  
 ich werden wollen.“

*Thomas Bernhard: Der Atem. Eine Entscheidung*

